

Prolog

Sie sitzt am Fenster und weint. Ihr Schluchzen ist laut und geht mir durch Mark und Bein, hinterlässt eine Gänsehaut auf meinem Rücken. Es zerreißt das Innere meines Körpers, zersetzt mich in zwei Einzelteile. Weil ich weiß, dass es nichts gibt, das ich für sie tun kann.

Ich kann ihre Tränen nicht trocknen. Ihr Herz nicht zusammenflicken. Ihre kreisenden Gedanken nicht aufhalten. Sie haben sich zu sehr miteinander verflochten, ineinander verfangen, und mit jeder Minute, die vergeht, wird das Geflecht undurchsichtiger – zu einem großen Knoten. Zu einem, der sich nicht mehr so einfach lösen lässt. Weder von mir noch von ihr.

Es gibt nur eine Person, die ihn lösen kann. Und diese ist fort.

Draußen vor dem Fenster fällt Regen vom Himmel, dramaturgisch perfekt in Szene gesetzt. Knallt gewaltsam gegen die Scheiben wie Kanonenschüsse. Und ich stehe hier und kann nicht helfen.

Kann *sie* nicht retten.

Ich schlucke. Spüre das fiese Kratzen in meinem Hals. Es ist dort, weil mein Körper genau weiß, dass ich mich aus dieser Sache raushalten sollte. Dass ich mich von *ibr* fernhalten sollte.

Nicht ansprechen!

Nicht berühren!

Schon gar nicht beobachten!

Reflexartig trete ich einen Schritt zurück, weil mir der letzte Gedanke ein nervöses Kribbeln über die Haut jagt. Ich bin weder ein Stalker noch ein Perverser. Nur ein besorgter Typ, der auf die Frau steht, die in ihrem Zimmer sitzt und weint. Nur ein verknallter Kerl, der sich nicht getraut hat, jenem Mädchen zu sagen, dass sie wunderschön ist, wenn ihr lautes, melodisches Lachen durch den Raum hallt. Dass sie hinreißend ist, wenn sie Rumi zitiert und glaubt, damit die Antwort auf eine Frage zu haben. Und dass sie ein hitziges Gefühl in mir auslöst, wenn sie nachdenklich über einem Buch hängt, liest und sich dabei unbewusst auf die Unterlippe beißt.

Dieser Typ bin ich. Der Narr, der bisher stummer Beobachter war.

Doch nun werde ich dieses Dasein beenden.

Jetzt bin ich einer der Hauptprotagonisten dieser Geschichte. Meine fängt hier an. Genau in diesem Moment.

Also nehme ich all meinen Mut zusammen und klopfе vorsichtig an ihre bereits offenstehende Tür.

Erschrocken reißt sie den Kopf herum. Lugt unter der dicken Decke hervor, in die sie sich wie ein Baby eingewickelt hat.

Sie sieht mich durch ihre rot verweinten Augen an. Schluchzt noch lauter, als sie begreift, wer vor ihr steht. Weil sie jemand anderen erwartet hat. Seit Wochen jemand anderen erwartet.

»Darf ich reinkommen?«, frage ich vorsichtig.

Sie nickt.

Ich trete ein.

Und hier beginnt *unsere* Geschichte.

Kapitel 1

Mila

Es gibt Augenblicke im Leben, die einfach perfekt sind. Die wie das schönste Lied der Welt klingen, gemixt mit Worten, die berühren, noch ehe sie einen erreicht haben. Eine Frühlingsbrise aus buntem Konfettiregen.

Solche Momente lassen einem die Welt erscheinen, als gäbe es keine Probleme und Sorgen, keine düsteren Schatten in der Vergangenheit. Nur Trost, nur Glück in seiner reinsten Form.

Ich weiß, dass es diese Augenblicke gibt, weil ich mich gerade in einem solchen befinde. In meinem Inneren tanzen hunderte Endorphine. Sie schlagen Wellen, die mir eine abgefahrene Gänsehaut über die Haut fegen und mich regelrecht benebeln.

Es ist berauschend. Dieses Glücksgefühl.

Weil sich solche Momente wie purer Seelenheil anfühlen. Obwohl ich weiß, dass sie es nicht sind. Denn im Vergleich zum Rest des Lebens sind sie nur winzige kleine Funken. Aber bunte Funken. Leuchtend grelle, die mich kicken. Manchmal lange anhalten, ihren Zauber nicht so schnell verlieren. Oder für einen zarten Atemzug sogar ein Feuer entfachen können.

Und heute liegt jene Empfindung einzig und allein an diesem Abend.

Ich sehe meine Augen zwar nicht, weiß aber, dass sie strahlen. Heller als die grellen Scheinwerfer vor uns auf der schmalen Bühne. Heller als Karens Zähne nach dem Bleaching letzte Woche. Wobei sie mir diese gerade nicht zeigt. Ihr Mund ist verschlossen, sie hat ein höfliches Lächeln aufgelegt und schaut mich durch ihre randlose Brille hindurch verständnislos an.

Ich weiß, warum sie es tut. Weil mich die Endorphine in meinem Körper dazu verleiten, unruhig auf meinem Stuhl hin und her zu rutschen. Denn ehrlich gesagt hätte ich große Lust, aufzuspringen, und loszutanzten. Mach ich aber nicht.

Stattdessen wippt mein Bein hektisch auf und ab. Stattdessen macht mein Hintern kleine wackelnde Bewegungen auf dem Stuhl.

Wir befinden uns in einer Kneipe mitten in Leipzig. Es ist Sommer. Die Luft ist schwül, riecht nach Leben. Nach Freiheit und ein bisschen nach Tabak und Bier. Neben mir steht der beste Gin Tonic, den ich je getrunken habe, und vor uns wird gleich eine vollkommen unbekannte Band namens Moody Weather chilligen Blues spielen.

Und damit hätten wir ihn, meinen persönlichen perfekten Augenblick.

»Wenn du tanzen möchtest, tu dir keinen Zwang an. Aber heute ohne meine Unterstützung, okay?«, meint Karen leise und blickt abwechselnd von mir zu den Gästen um uns herum.

Die Bar ist nicht voll. Nur wenige Leute sind hier, die weit davon entfernt sind, uns Beachtung zu schenken.

»Schon in Ordnung. Ich verzichte ebenfalls. Ohne deine Anfeuerungsrufe ist es nicht das Gleiche«, scherze ich.

Karen atmet erleichtert aus und lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück.

O Gott, hatte sie wirklich erwartet, ich könnte hier gleich eine Tanz-Performance hinlegen?

Ich schmunzle in mich hinein. Ich mag Karen sehr. Nein, eigentlich liebe ich sie. Sie ist mein Anker, meine Stütze. Meine bessere, gesittete Hälfte, die manchmal distanziert und kühl erscheint. Ich dagegen bin meistens zu freundlich, wirke möglicherweise naiv. Und *strahlend*. Das sagen zumindest meine Mutter und Karen immer.

Trotzdem ergänzen wir uns gut. Karen und ich. Weil wir beide Musik und Worte lieben. Einen Wein beim Lesen, Serien und Konzerte.

So wie heute. Unser letztes gemeinsames Konzert, bevor wir getrennte Wege gehen. Sie nach Frankfurt am Main. Ich nach Potsdam. Exakt fünfhundertdreiundzwanzig Kilometer werden zwischen uns liegen. Für beste Freundinnen eine Entfernung, die der einer Galaxie zur nächsten gleicht. Und in mir zieht sich schon jetzt alles zusammen, wenn ich nur daran denke, dass Karen nicht mehr an meiner Seite sein wird.

Klar, uns stehen neue, aufregende Welten bevor, die sich *Studentenleben* nennen, aber irgendwie fühle ich nur halb so viel Euphorie wie Karen. Ich fühle mich wie ein Loser.

Meine Freundin verschwindet an einen großen fremden Ort, erlebt Neues. Ich erlebe, wie es ist, nichts Neues zu erleben. Ich ziehe nur wenige Kilometer in die Nachbarstadt, die ich schon ein paarmal besucht habe und mir deshalb deutlich unspektakulärer erscheint.

Karen wird mir fehlen. Mit ihr habe ich das Abitur gerockt, die ersten Partys gefeiert, den ersten Liebeskummer

durchlebt und die erste große Reise gemacht. Sie war für mich da, wenn es schwer war. Wenn die Last mich zu erdrücken versuchte. Wenn der Himmel über mir einzustürzen drohte. Viele Momente haben uns zusammengeschweißt, werden uns immer aneinanderbinden. Die Distanz wird uns nicht entzweien. Wir werden die Gleichen bleiben, obwohl wir uns nicht mehr so oft sehen und hören werden. Oder?

»Karen ...« Ich wende mich ihr zu.

»Was ist?«

»Danke.«

»Für?« Sie blickt mich überrascht an. Vor uns checkt die Band gerade ihre Musikinstrumente.

»Für diesen letzten kleinen Trip. Diese Erinnerung.« Ich nehme meinen Gin Tonic in die Hand. »Es war eine gute Idee, so etwas zu machen, bevor wir uns eine Weile nicht sehen werden.«

Karen lächelt mir liebevoll zu, während ich einen Schluck von meinem Drink nehme. »Was hältst du davon, wenn wir das ab sofort einmal im Jahr fest einplanen? Einen gemeinsamen Urlaub oder Städtetrip. Als Ritual?«

»Klingt super!«

Wir grinsen, stoßen mit unseren Getränken an, und nur wenige Minuten später ertönen die ersten sanften, bluesigen Klänge, die wir beide so lieben. Dazu mischt sich eine rauchige Frauenstimme, und schon bin ich auf einem anderen Planeten. Versinke. Das hier ist mein Himmel, meine Wolke sieben.

Karens Blick hängt verträumt an ihrem Rotwein. Ich habe ihr einen Brief zum Abschied geschrieben, weil sie wissen soll, was ihr Fortsein für mich bedeutet. Ob Karen sich bewusst

ist, wie abhängig ich insgeheim von ihr bin? Wie sehr ich sie eigentlich brauche? Mir selbst wird das erst in genau diesem Moment klar, während Moody Weather mit melancholischen Worten über die Liebe singt. Sie verscheuchen für einen Augenblick die tanzenden Endorphine in meinem Bauch. Projizieren stattdessen einen trügen grauen Nebel, der mich einzuhüllen versucht.

Aber ich vertreibe ihn mit einem Räuspern. Wir leben im Hier und Jetzt. Heute ist einer der guten Abende. Keiner der schlechten. Keiner der dunklen. Der Abschied kommt später. Er kommt immer später.

Manchmal auch gar nicht.

Nach einer Dreiviertelstunde macht die Band eine Pause, und ich nutze die Gelegenheit, um auf die Toilette zu verschwinden. »Sollte der Kellner kommen, kannst du –«

»Ja, Mila. Ich sage ihm, dass du noch einen Gin Tonic willst«, unterbricht mich Karen, und ich fasse mir berührt ans Herz, ehe ich davoneile.

Eine schmale Wendeltreppe, auf der immer nur eine Person Platz hat, führt in den Keller zu den Toiletten. Ich muss mich auf jeden Schritt konzentrieren, als ich hinabsteige – und das nicht nur aufgrund des schwachen Lichts. Mein Alkoholpegel macht es mir ebenso schwer. So sehr ich Gin Tonic auch liebe, viel vertrage ich leider nicht davon.

Erleichterung durchflutet mich, als ich unversehrt auf dem Klo sitze. Sie wird verstärkt, als ich an der Toilettentür die Sprüche entdecke, die ich schon aus den Berliner Clubs kenne. Ich weiß, dass viele Leute es uncool finden, das Eigentum anderer so zu verschandeln. Aber was gibt es Besseres,

als sein Geschäft zu erledigen und dabei die beste Lektüre der Stadt zu lesen?

M + K = Herz

Alles, was ich je wollte, waren du und dieser Drink.

Wer hier pisst, stirbt.

Ich grüße meine Mama, denn nur, weil es sie gibt, kann ich so endgeil feiern!

Ein Schmunzeln kommt mir über die Lippen, und ich zücke mein Smartphone, um von der Tür ein Foto zu machen. Was für andere Picasso, Monet und Van Gogh, ist für mich die Toilettentür einer Bar oder eines Clubs. Hier stehen teilweise poetischere Worte geschrieben, als Julia Engelmann jemals erschaffen könnte. Und für mich ist sie bereits die Queen of Poesie.

Relativ weit unten entdecke ich einen weiteren Satz, der mein Herz kurz stolpern lässt. *Die Schönheit, die du in mir siehst, bist du. Rumi.*

Ich kenne einige Zitate von Rumi. Und obwohl mir auch diese Zeile bekannt ist, mache ich ein weiteres Foto. Ich weiß nicht, warum, aber jedes einzelne Wort löst etwas Tröstliches in mir aus. Etwas, das Schweres leichter macht und wie eine Feder zu Boden sinken lässt.

Ich wasche mir summend die Hände und werfe noch einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel. Scanne mein Gesicht, den dünn aufgetragenen Lidschatten, der meine blauen Augen betonen soll. Mich im ungünstigen Licht der Deckenbeleuchtung aber eher aussehen lässt, als wolle ich eine Veranstaltung für Goths besuchen. Egal.

In dem Moment, in dem ich zurück auf den engen Flur schlüpfte, rempelt mich jemand so hart an, dass mein Handy auf den Boden fällt.

»Mist!« Mein Fluchen ist lauter, als ich es beabsichtige. Ich will mich bücken, um mein Smartphone aufzuheben, doch es wird mir bereits entgegengereicht. Von einer großen Hand, die auf der Innenseite des Gelenks das Wort *remember* tätowiert hat. Klein, aber dennoch auffällig.

Kaum sehe ich auf, blicke ich in die Augen eines riesigen Typens. Selbst in dem schummrigen Kellerlicht, das uns umgibt, kann ich das intensive Stahlblau in ihnen erkennen. Ein Lächeln umspielt seine Lippen, eines zum Ausziehen. Gemeißelt in einem markanten, gebräunten Gesicht. Seine blonden Haare trägt er zu einem lässigen Dutt gebunden. Er sieht heiß aus. Wie ein australischer Surferboy. Zumindest stelle ich mir so die Männer in Australien vor.

Er reicht mir mein Handy, auf dem noch das Bild mit Rumis Zitat zu sehen ist. »Hübsches Foto.«

»Danke«, murmle ich und schiebe mein Telefon peinlich berührt in die Tasche meiner kurzen Shorts. »Ist so ein Hobby von mir.«

Er lacht. Doch es klingt seltsam unnatürlich und lässt meine Alarmglocken schrillen. Seine Stimme ist wie ein Beben und schwingt in mir nach. Ein tiefer Bass, der das Wort *Bedrohung* in meinem Kopf wispern lässt.

»Das ist ein wirklich schräges Hobby«, erwidert er weiterhin grinsend. »Aber auch hübsche Frauen haben wohl sonderbare Eigenschaften.«

Hübsch. Er meint mich.

Ein Kompliment. Oder ein Flirt?

»Danke sehr«, antworte ich und blicke an ihm vorbei.
»Dann, äh, einen schönen Abend noch.«

Schnell husche ich zurück nach oben und hasse es, dass mein Herz wie blöd in meiner Brust poltert, nur, weil mich ein gutaussehender Kerl angemacht hat.

Und mein Faible für Klo-Poesie bemerkt hat.

Ich rede nicht gern darüber. Über meine Vorliebe zu Sprüchen an ranzigen Toilettentüren. Weil ich schon öfter seltsame Blicke dafür geerntet habe. Oder eben Aussagen wie die des Surferboys. Vermutlich bin ich deshalb auch froh, dass er mir nicht folgt.

Als ich wieder neben Karen sitze, beruhigt sich mein Herzschlag sofort. Meine beste Freundin, die mit ihrer bloßen Anwesenheit einen Safe-Space erschaffen kann. Wie soll ich nur ohne sie zurechtkommen?

Karen sieht mich an. »Alles okay bei dir?«

»Klaro, ich bin ready für die zweite Dröhnung Melancholie. Geht's weiter?«

Meine Freundin nickt seufzend, dann wird es still, und ich versinke erneut in dieser schummrigen Bar, verschmelze mit meinem Gin Tonic und den wehmütigen Klängen. Vergesse mein Foto, den Scham und den Typen mit dem Dutt. Dinge, die eben schwer in meinem Magen lagen und jetzt ganz leicht werden.

So, als würde ich ein Zitat von Rumi lesen.

Die Luft ist frisch und klar, als wir das Lokal um zwei Uhr nachts verlassen.

Obwohl die Musik unglaublich war, bin ich froh, endlich draußen zu stehen. Der Sauerstoffmix in der Bar roch irgend-

wann nicht länger nach Freiheit. Er roch eher nach Leben – tiefendem Schweiß, abgestandener Luft und stinkendem Alkohol.

»Besser, oder?« Ich atme tief ein.

»Viel besser«, bestätigt Karen. »Ich war die letzten fünfzehn Minuten kurz davor, den Atem anzuhalten.«

»Zum Glück hast du es nicht getan. Ich hätte ungern Wiederbelebungsmaßnahmen einleiten wollen. Mein letzter Erste-Hilfe-Kurs ist etwas her.«

Karen schmunzelt und mustert mich. »Hey, wo ist deine Jacke?«

»Mist!« Ich muss sie drinnen vergessen haben.

Ich drehe mich um, will zurück in die Bar eilen, doch stoße mit jemandem zusammen. Renne zum zweiten Mal an diesem Abend in jemanden hinein.

»Ist das deine?«

Ich blicke zu der Stimme hoch und sehe in dem schwachen Licht der Straßenlaterne einen Typen mit schwarzem kurzen Haar vor mir stehen, der mir meine Jacke entgegenhält.

Alles in mir erstarrt, weil ich mich mehrere Dinge gleichzeitig frage. Woher wusste er, dass es meine Jacke ist, und warum ist er so freundlich und bringt sie mir?

Weil er eventuell einfach nur sehr aufmerksam und höflich ist, erklärt mein Hirn.

Irgendwie will ich das nicht.

»Danke schön.« Ein Griff, und ich habe mir die Jacke angezogen.

»Du solltest besser auf deine Sachen aufpassen, wenn du nicht von hier bist«, höre ich ihn sagen und erstarre erneut.

Woher weiß er, dass ich nicht aus Leipzig bin?

Er lächelt und zeigt auf meine Kleidung. »Du hast es reingeschrieben. Deine Adresse, meine ich. Und deinen Namen. Mila.«

Mein Gesicht brennt wie Feuer. Ich möchte im Erdboden versinken. Wie kann es sein, dass zwei fremde Kerle innerhalb eines Abends Eigenschaften von mir lüften, die nicht einmal engste Freunde kennen?

Ich wage es nicht, ihm zu erklären, warum ich meine Kontaktdaten in meine Jacke geschrieben habe. Und auch nicht, dass ich so gut wie all meine Klamotten beschrifte.

»Danke für deine Hilfe. Wir müssen jetzt los, sonst verpassen wir unseren Bus.« Karen schaltet sich von der Seite ein und zerrt mich fort.

Wie dankbar ich ihr dafür bin, bringe ich nicht über die Lippen, weil meine Gesichtsröte sie betäubt hat. Sie hat alles betäubt, selbst meine Fähigkeit, selbständig zu gehen.

»Hey, wartet! Wie wäre es mit einem *richtigen* Danke?«

Wir drehen uns um.

Der Kerl ist auf einmal von zwei weiteren Männern umgeben. Beide ähnlich gut gebaut, doch einer von ihnen ist weitaus kleiner. Sie tragen alle das gleiche Grinsen auf dem Gesicht. Eines, das mein ungutes Gefühl verstärkt.

»Lass uns gehen«, drängt Karen, doch der schwarzhaarige Typ, der eben noch so zuvorkommend war, läuft bereits auf uns zu, gefolgt von seiner Gang.

»Wie wäre es mit ein paar Drinks? In einer anderen Kneipe?« Sein Lächeln ist anders als vor wenigen Sekunden, freundlich, aber ebenso falsch wie das von Cruella de Vil aus

101 *Dalmatiner*. In diesem Moment weiß ich, dass er alles andere als nett ist.

»Hier direkt um die Ecke gibt's eine schöne Location. Oder bei uns im Hotelzimmer? Wir laden euch selbstverständlich ein.«

Obwohl ich Karen nicht anschau, spüre ich die Nervosität, die sie umgibt. Sie schwebt wie ein dicker Nebel um ihren Körper. Überträgt sich auf mich, als Karen meine Hand greift und ich die Kälte spüre, die von ihr ausgeht.

»Nein, danke!«, antwortet sie souverän und will weitergehen.

»Kommt schon.« Einer der Kerle macht einen weiteren Schritt auf uns zu. Umkreist uns. Stellt sich in den Weg. Ich rieche seinen alkoholisierten Atem. »Oder lasst uns euch wenigstens zu eurem Hotel bringen. Zwei junge Mädels wie ihr sollten nicht nachts allein in einer fremden Stadt herumlaufen.«

Meine Kehle wird trocken, weil mir unmittelbar bewusst wird, dass die Jungs sich untereinander erzählt haben müssen, dass wir nicht von hier sind.

Meine Haut kribbelt. Kalte Angst schießt meinen Nacken hinauf. Ich sehe mich um. Niemand außer uns ist hier. Wir sind allein. Sollten wir zurück zur Bar gehen?

Karen zerrt an mir. »Wir finden uns schon zurecht. Und müssen jetzt *wirklich* los! Milak« Sie schleift mich an dem Typen vorbei.

Als ich auf seiner Höhe bin, rempelt er mich an. Sagt jedoch kein Wort.

Ich lasse mich von meiner Freundin mitziehen. Kann den Blick aber nicht von den Jungs abwenden. Sie sind wie ein

Horrorfilm. Obwohl sie mir Angst machen, muss ich hinsehen.

Karens Schritte sind schnell, panikartig.

Die Männer folgen uns.

»Das ist aber nicht gerade nett, Mädels. Bleibt doch mal stehen!«

»Wollt ihr nicht noch ein bisschen Spaß haben? Ihr seht so angespannt aus. Wir haben da ein paar Handgriffe, die euch bestimmt gefallen werden!« Einer der Kerle leckt sich über die Lippen.

Mir wird kotzübel.

Sie nähern sich weiter.

Der Schwarzhaarige ist mit drei großen Schritten bei mir und packt mich am Handgelenk. »Komm schon, Kleines. Warum rennt ihr weg?« Sein Griff ist kalt und fest.

Adrenalin schießt durch meinen Körper, blanke heiße Panik rinnt durch mich hindurch. Sie blockiert mich. Ich bin starr, reiße mich nicht los.

Wie eine Klaue schlingt seine Hand sich um meinen Arm. Ich beiße mir auf die Zunge, um das Aufstöhnen zu unterdrücken, das vor Schmerz in mir anschwillt.

Doch zum Glück funktioniert wenigstens Karen. Sie reißt mich von dem Kerl los und rennt, zerrt mich mit sich. Ihre Absatzschuhe klackern unheilvoll auf der einsamen Straße. Ich gerate ins Straucheln.

»Kommt schon, ihr müsst nicht einmal was tun. Überlasst alles uns.«

Das Rufen lässt mich zurücksehen.

Sie folgen uns. Werden schneller.

Fühlt sich so eine Antilope, die vor einem Löwen flüchtet?
Ein Tier, das weiß, dass es in Gefahr ist, und versucht, sich in Sicherheit zu bringen?

Die Jungs werfen sich Blicke zu, grinsen, sehen so aus, als hätten sie gerade beschlossen, dass Karen und ich definitiv mitkommen werden, egal, was wir sagen. Oder wie schnell wir laufen.

»Maik hier hat übrigens Kondome dabei. Das ist für euch Weiber ja immer wichtig, oder?«

Was?

»Und Tony macht's euch von hinten, falls ihr Bock habt!«

»Hey, Süße, lass mich nur einmal kurz deinen geilen Arsch anfassen! Oder stehen Brillenschlangen nicht auf so was? Bist du zu verklemmt?«

Ruckartig hält Karen an und dreht sich um. Auch die Jungs stoppen, einige Meter entfernt.

Mein ganzer Körper kribbelt vor Anspannung und Adrenalin, das mich regelrecht benebelt. Was hat Karen vor? Mir ist so schlecht, dass ich kaum atmen kann.

Sie hält ihr Handy empor. »Wenn ihr nicht aufhört, uns zu folgen, rufe ich die Polizei!«

Ich bewundere sie so sehr für ihren Mut, den ich nicht einmal in tausend Jahren aufbringen könnte. Den seit Monaten immer nur sie besitzt, niemals ich. Und jene fehlende Eigenschaft zeigt mir erneut, warum ich Karen so sehr an meiner Seite brauche.

Die drei Jungs sehen uns ungläubig an, so, als hätte Karen bereits die Beamten alarmiert. Doch dann weicht ihrem Unglaube Wut. Zorn, der mich vor Furcht schaudern lässt,

der eine Panikattacke in Gang setzen will. Ich versuche, sie tief in mir zu halten, drücke sie unter Wasser.

Schaffe es, meine Schultern zu straffen, als Karen mich erneut wegzerzt.

Hinter uns erklingt Stimmengewirr. Ich schnappe Worte wie *Fotze*, *Ich fick euch* und *Miststück* auf, schlucke das, was sie in mir hinterlassen, herunter und lasse meine Rage wie heiße Lava in einem Vulkan hochkochen. Damit verdränge ich die Angst. Zumindest fürs Erste.

Mein Puls ist immer noch bei zweihundert, als wir die Straßenecke erreichen.

»Hey, schau dir mal die Weiber an! Du hast echt was verpasst!«, höre ich einen der Typen rufen. Er gackert wie ein Huhn.

Karen beschleunigt ihren Schritt, doch ich wage es, mich ein letztes Mal zu den Kerlen umzudrehen.

Sie stehen immer noch an derselben Stelle, folgen uns nicht mehr.

Aber eine weitere Gestalt hat sich zu ihnen gesellt.

Surferboy.

Er grinst, fängt meinen Blick auf und fixiert mich wie ein Raubtier seine Beute. Und das ist fast unheimlicher als die komplette Situation eben.

Typen wie diese sind der Grund, weshalb ich mich als Frau nachts vor der Stille fürchte.

Warum ich Männern nicht über den Weg traue.

Und Surferboy scheint einer von ihnen zu sein.